

55

Paul Parin

Die Angst der Mächtigen vor öffentlicher Trauer*

Übersicht: Engagiert für die Zürcher Jugendbewegung, erfährt Parin die (zunächst schwer verständliche) staatliche Unterdrückung von Trauerreaktionen von Angehörigen dieser Opposition. Indem er den eigenen Reaktionen –

Träumen, Assoziationen – auf diese Ereignisse nachgeht, wird ihm die machiavellistische »Rationalität« des Handelns der Polizei begreiflich.

»Du findest Solidarität nur auf der Ebene einer persönlichen Freundschaft.«

(Soledad Real, in: Garcia, C., 1981)

Zwei Schwierigkeiten psychoanalytischer Gesellschaftskritik

Sigmund Freud fühlte sich veranlaßt, »zu brennenden Zeitproblemen Stellung [zu] nehmen« (Parin, 1978). Er schrieb am 30. September 1934 an seinen Freund, den Schriftsteller Arnold Zweig (Freud, 1960, S. 414): »Der Ausgangspunkt meiner Arbeit (>Der Mann Moses und die monotheistische Religion<) ist Ihnen vertraut...Angesichts der neuen Verfolgungen fragt man sich wieder, wie der Jude geworden ist und warum er sich diesen unsterblichen Haß zugezogen hat.«

»Die ganz besonderen Schwierigkeiten«, die Freud bei der Abfassung dieser Studie belastet haben, waren von zweierlei Art: »innere Bedenken sowie äußere Abhaltungen« (Freud, 1939, S. 159).

Die »äußeren Abhaltungen«, das, was Freud im Jahr 1934 daran hinderte, seine Arbeit zu veröffentlichen, war eine illusionslose Einschätzung seiner Lage: »Ich lebte damals unter dem Schutz der katholischen Kirche und stand unter der Angst, daß ich durch meine Publikation diesen Schutz verlieren und ein Arbeitsverbot für die Anhänger und Schüler der Psychoanalyse in Österreich heraufbeschwören würde« (Freud, 1939, S.159). (Seit der neuen Verfassung vom 30.4.1934 war Österreich ein autoritärer, katholischer Ständestaat unter den Bundeskanzlern Dollfuß und Schuschnigg [Hellwig, 1976].) Freud wußte, daß seine Theorie der Religion der etablierten Ideologie des Staates widersprach, und fürchtete, daß die Publikation seiner Ideologiekritik als subversiver Akt beurteilt werden und ein Berufsverbot nach sich ziehen würde. Darüber schrieb er: »Denn wir leben hier in einer Atmosphäre katholi-

* Bei der Redaktion eingegangen am 20.1.1982.

56

scher Strenggläubigkeit. Man sagt, daß die Politik unseres Landes von einem Pater Schmidt gemacht wird, der in St. Gabriel bei Mödling lebt, der Vertrauensmann des Papstes ist und zum Unglück selbst ein Ethnologe und Religionsforscher, der in seinen Büchern aus seinem Abscheu vor der Analyse und besonders meiner Totemtheorie kein Geheimnis macht« (Freud 1960, S. 414).

Die realistische Einschätzung der eigenen gesellschaftlichen und politischen Lage wäre jedermann zu wünschen; für einen Psychoanalytiker ist sie unerlässlich. Jetzt und hier ergibt sich für mich, wie für die meisten Analytiker, keine Abhaltung, gesellschaftskritische Studien anzustellen und zu veröffentlichen, vielmehr die Pflicht, mit unseren Einsichten zur Aufklärung beizutragen und vor einer Verleugnung tödlicher Gefahren zu warnen, die heute die Menschheit bedrohen.

Die inneren Bedenken Freuds betrafen nicht das Psychologische, sondern seine relative Inkompetenz als Historiker sowie den Mangel einer geeigneten psychoanalytischen Methode, um Zeiterscheinungen zu untersuchen. Daß Psychoanalytiker dazu neigen, den psychologischen Gesichtspunkt zu betonen, ist unvermeidlich; davon kann ich mich nicht ausnehmen. In dieser Studie versuche ich, dem Fehlen einer gültigen Methode so zu begegnen, daß ich von der Analyse eines individuellen Erlebnisses ausgehe, dann versuche, die metapsychologische Erklärung dafür zu finden und schließlich ein öffentliches gesellschaftliches Geschehen mit meiner Deutung zu konfrontieren. Das persönliche Erlebnis ist mein eigenes, vor und während der Abfassung dieses Artikels, einschließlich der Selbstanalyse eines Traumes. Die theoretische Erklärung fußt auf der Ich-Psychologie. Das gesellschaftliche Geschehen, das zu untersuchen ist, widerspricht kraß jenen Werten, mit denen unsere Kultur und die Politik der westlichen Demokratien weithin legitimiert wird. Es handelt sich um die brutale Unterdrückung öffentlicher Trauer, sofern die Toten, die man beweint, Opfer institutioneller oder staatlicher Gewalt geworden sind.

Bewußte Motive und unbewußter Anlaß, diesen Artikel zu schreiben

Im August 1981 hatte ich der Redaktion der Psyche eine weitere Stellungnahme zur Zürcher »Bewegung« (Parin, 1980) versprochen. Das geschah unter dem Eindruck der Lektüre von aufschlußreichen Interviews mit zwölf Teilnehmern der »Bewegung« in einem Buch von Nicolas Lindt (1981). Ich schrieb den Artikel aber nicht und fuhr in die Ferien. Dort beschloß ich mein Vorhaben aufzugeben und die Redaktion zu

57

bitten, mich von meinem Versprechen zu entlasten. Ich war zu der Überzeugung gelangt, die Zürcher Ergebnisse seien nicht mehr aktuell; es habe keinen Sinn, darauf zurückzukommen. Die Protestbewegung der Jahre 1980/81 habe eine ungleich wichtigere Bedeutung erlangt, als die Enthüllung der Gefahr eines atomaren Krieges zu ihrem eigentlichen Anliegen wurde, und dazu ist in der Schweiz am allerwenigsten zu erfahren.

Ende September nach Zürich zurückgekehrt, finde ich zwei Briefe von Helmut Dahmer vor, in denen er mir mitteilt, daß die Redaktion die von mir angebotene »kritische Glosse« erwartet. Auch erfahre ich einiges über neue brutale Unterdrückungsmaßnahmen gegen die Zürcher Bewegung und über ihre inneren Schwierigkeiten. Beides hat zur Folge, daß der Entschluß, den Artikel nicht zu schreiben, mein Gewissen einigermassen belastet. Es war mir schon immer schwer, ein Versprechen nicht einzuhalten. Nicht nur weil »man« das nicht tut. Wohl auch weil mein Vater das Prinzip hatte und auch praktizierte, Kindern könne man alles Mögliche versprechen, brauche es jedoch nicht einzuhalten, »weil sich Kinder ohnehin an nichts erinnern«. Außerdem fühlte ich mich der Bewegung und besonders einigen aktiven »Bewegten« gegenüber solidarisch verpflichtet, etwas für sie zu tun, sei es auch nur, über die Bewegung zu schreiben. Da mir aber bewußt war, daß die *Psyche* auf meine Glosse ohne Schaden verzichten konnte und ein Artikel für die Bewegung keinerlei Vorteil bringen würde, war ich entschlossen, ein wenig schlechtes Gewissen in Kauf zu nehmen und den Artikel nicht zu schreiben. Dann aber änderte ich meine Absicht noch einmal und versprach der *Psyche* einen längeren Artikel über ein benachbartes zeitkritisches Thema. Dazu kam es unter dem Eindruck von Erlebnissen, die ich schildern möchte, weil sich die subjektive Analyse zur Deutung allgemeiner Erscheinungen erweitern läßt.

Der erste Anlaß, meine Absicht zu ändern, kam von der Lektüre eines erschütternden Berichts. Am 22.9.1981 kam auf einer Straße in Berlin der 18jährige Klaus Jürgen Rattay beim Angriff der Polizei auf eine Gruppe Demonstranten ums Leben. Ich las und sah Bilder von einem öffentlichen Trauerritual (»Die Tageszeitung«, Berlin, 24.9.1981, u. a.): Schweigemarsch, Totenwache, Blumen, Tränen, Ausdruck von Trauer, Wut und Verzweiflung. Die Polizei trieb die Trauernden mit Knüppeln und Tränengas auseinander, zertrat die Blumen, säuberte die Straße von den Symbolen der Trauer.

Der Tod in Berlin erinnerte auf gespenstisch eindringliche Art an ein Geschehen in Zürich: das »Verbot zu trauern« (Härlin, 1981, 5.8),

richtete sich gegen ein öffentliches Trauerritual; die Presse versuchte, das tragische Ereignis herunterzuspielen, »ungeschehen zu machen«; die staatlichen Organe gingen brutal gegen die Trauernden vor, um Trauer mit Gewalt zu verhindern.

Während die »Unfähigkeit zu trauern« (Alexander und Margarete Mitscherlich, 1967) längst ein gültiger Begriff geworden ist, um kollektives Verhalten psychologisch zu verstehen, hat das Trauerverbot meines Wissens noch keine psychoanalytische Aufklärung gefunden. Um das zu leisten, muß ich das Zürcher Ereignis genauer schildern.

»12. Dezember 1980. Selbstverbrennung am Bellevue (Platz und Verkehrsknotenpunkt im Zentrum der Stadt). Die junge Frau Silvia Zimmermann zündet sich aus Protest gegen das eiskalte [moralisch-politische] Klima in Zürich an. Sie stirbt im Spital. Die Medien spielen vorerst den Selbstmord herunter, dann wird behauptet, Silvia habe sich im Zustand geistiger Umnachtung umgebracht. Die erschütternden Texte, die Silvia Zimmermann hinterläßt, sprechen aber eine andere Sprache. Damit es an der Beerdigung zu keinem Großaufmarsch kommt, dokumentiert die Behörde ihren Begriff vom Rechtsstaat: In den Zürcher Zeitungen erscheinen keine Todesanzeigen. Trotzdem nehmen über 500 Personen an der Beerdigung auf dem Friedhof Manegg teil« (Gruppe Olten, 1981, S. 116).

Der Trauermarsch vom Friedhof in die Stadt wuchs an. Der Pfarrer, der eine konventionelle Grabrede gehalten hatte, wurde auf dem Weg zum Bellevueplatz von Freunden der Verstorbenen überzeugt, daß ihr Schicksal einen Sinn gehabt, ihr Tod die Trauer vieler verdient habe, bis auch er dem Weinen nahe war. Die Briefe und Gedichte, die Silvia Z. hinterließ, schildern mit eindringlicher Luzidität, warum sie sterben wollte. Als ein Sozialarbeiter, der sie gut gekannt hatte, einen Bericht über sie unter die Leute brachte, veröffentlichten Zeitungen diese Dokumente. Silvia Z. war ein psychisch schwer leidender Mensch gewesen, offensichtlich geschädigt durch traumatisch wirkende Erlebnisse in der Kindheit und durch eine Adoleszenz ohne Hoffnung und ohne die Möglichkeit, gute Beziehungen aufzubauen. Erst im autonomen Jugendhaus, für dessen Eröffnung sie demonstriert und gekämpft hatte, fand sie Wärme, Kameradschaft, Zärtlichkeit und gewann dem Leben einen Sinn ab. Man hat den Eindruck, daß die Zugehörigkeit zu und die Identifikation mit einer Gruppe von Gleichgesinnten ihr erstmals die Möglichkeit bot, eine Zukunft zu sehen und ihrem Leben einen Sinn zu geben. (Die Zugehörigkeit zur Gruppe gestattete ihr anscheinend eine positive Besetzung

unter dem Druck der Rechten nach zwei Monaten (am 4. September) wieder geschlossen. Seither hat Silvia Z. keine Hoffnung mehr. Sie faßte ihren Entschluß als Bilanz des eigenen Lebens und vor allem als Quittung für eine Gesellschaft, die ihresgleichen nicht menschenwürdig leben läßt. Am Bellevueplatz, am Ort der Verbrennung hielten junge Leute Totenwache. Es gab Blumen, Kerzen brannten auf dem Pflaster. An den Rand des steinernen Beckens, das in der Wartehalle steht, wurden Gedichte, Briefe, Zeitungsausschnitte geheftet. Junge Leute, ältere und alte sprachen miteinander, über diesen Tod, über seine Ursachen, über die Verhältnisse in Zürich und die Politik der Behörden. Die städtische Straßenreinigung, die allnächtlich Blumen, Briefe und Kerzen zu entfernen hatte, weigerte sich, dies weiter zu tun. Nun oblag diese Aufgabe der Polizei – immer vor Tagesanbruch, angeblich, um Unfälle zu vermeiden; jemand könnte auf dem Kerzenwachs ausgleiten.

Ich wohne nahe beim Bellevue. Dort traf ich nicht nur Trauernde. Im Gegenteil. Immer wieder hörte ich, wie Einzelne und ganze Gruppen über die Sauerei (das Trauerritual) schimpften. Oft hieß es, um so eine sei es nicht schade, diese Jungen sollten von selber verschwinden, am besten, man würde sie alle mit Benzin übergießen und anzünden...

Ich war in einer besonderen Stimmung, als ich vom Tod und Trauerverbot in Berlin las und nicht wußte, ob ich nochmals über die »Bewegung« schreiben sollte. In den Ferien hatte ich, in Paris, den Film »Der Mann aus Eisen« von Andrej Wajda gesehen und dann hier in Zürich, im ZDF, »Der Mann aus Marmor«, einen Film über die zynische staatliche Gewalt im urbanisierten, sich zum Industriestaat wandelnden Polen. Der Mann aus Marmor, ein stachanowistischer Bauarbeiter, muß sterben, weil alle Manipulationen, Druck, Verführung und Dressur nicht ausreichen, ihm den Glauben an die etablierte Ordnung und die Hoffnung auf eine menschenwürdige Welt und auf die Zukunft der Gesellschaft, der er angehört, zu zerstören. Er wird von den Truppen erschossen, da er nicht glauben kann, daß der sozialistische Staat auf Arbeiter schießen läßt. »Der Mann aus Eisen«, sein Sohn, hat aus dem Leben und dem Tod des Vaters die Konsequenz gezogen. Er kämpft unbeugsam für sich und seinesgleichen, ein aktives Engagement, das durch den Hintergrund der damals noch ungebrochenen Bewegung der freien polnischen Gewerkschaft »Solidarität« eine seltsam eindringliche Realität erhielt. Beim Lied, das den Film abschließt, kamen mir die Tränen. Es ist ein

60

Kampflied für ein besseres Leben. Die Wirkung kommt aus dem Refrain, dem Aufruf, den Tod des Mannes aus Marmor zu betrauern.

Traumanalyse: 1. Teil – Überblick

In der Nacht darauf hatte ich einen Traum, den ich gut erinnere; hier ein Auszug aus der Analyse:

Ich bin mit Goldy (Parin) – die in Wirklichkeit meine Ansichten und das Engagement in der Bewegung teilt – auf einem breiten Platz oder in einer Straße in einer östlichen Stadt. (Mir fällt der berühmte, straßenähnliche Platz im Zentrum von Prag ein, wo ich nur einmal vor 37 Jahren war, dessen Name mir entfallen ist, wohin ich aber in der Phantasie die Selbstverbrennung des Jan Palach nach dem Einmarsch der Russen in Prag 1968 verlege. Über »politisches Engagement« habe ich anlässlich dieser Ereignisse (1969) eine psychoanalytische Studie veröffentlicht.) Die Häuser sehen aber aus wie die häßlichen, monotonen Industriestädte in Wajdas Filmen. Um uns eine Menge Menschen, wie vor einer Demonstration. Sie warten unschlüssig, wohl darauf, was die Behörden beschließen werden. Hinter den geöffneten Fenstern eines großen, amtlich aussehenden Hauses kann man die Herren sehen, die über das Schicksal der Menge verhandeln. (So habe ich im vergangenen Jahr manchmal zu den Fenstern des Stadthauses in Zürich hinaufgeschaut.) In unserer Nähe ein Mann mittleren Alters, in einem abgetragenen schwarzen Anzug, der mit einem zerbeulten 2-CV-Auto gekommen ist. Er schwankt, als ob er schwach oder krank wäre, und man weiß, daß er sich selber verbrennen will. (Zu diesem Mann fällt mir ein sehr lieber, langjähriger Freund, der Bruder meiner Frau, ein. Er war als Student immer in solch schwarzer Kleidung, und als er einmal ein Auto hatte, war es so verbeult wie das im Traum. Unter uns nannten wir ihn manchmal Thaddäus, ein Name, der in Wajdas Filmen vorkommt. Von unserem Thaddäus kann man sagen, daß er sich innerlich verbrannt hat, in einem unruhigen, anarchisch revoltierenden Leben, getrieben von einem unbändigen Freiheitsdrang. Er starb siebenundvierzigjährig, vor 21 Jahren. Wir, Goldy und ich, haben uns oft Vorwürfe gemacht und darüber gekränkt, daß wir ihm trotz – oder sogar wegen – unserer psychoanalytischen Einsichten nicht helfen, ihn von seiner selbstzerstörerischen Lebensweise nicht abbringen konnten. Die Konflikte, die wir im Umgang mit ihm und unter uns seinetwegen hatten, sind mir bewußt, doch gehe ich hier nicht weiter darauf ein.)

Der Mann im Traum macht ernst, holt aus seinem Auto zwei Plastikka_

61

nister, die offensichtlich Benzin enthalten; niemand kümmert sich um ihn. Man wartet auf die Entscheidung von oben. Ich tausche einen Blick mit Goldy. Sie ist sehr einverstanden; ich soll versuchen, mit dem Mann zu sprechen. Ich kann fließend polnisch (in Wirklichkeit nicht; mir fällt ein, »wir reden die gleiche Sprache«) und ich bitte ihn, mir zu erklären, was er mit seiner

Verbrennung denn ausdrücken, wogegen er protestieren will. Wir sind Fremde und kennen die Probleme der Leute hier nicht! (Im Traum weiß ich, daß das ein Kunstgriff von mir ist, um ihn zur Sprechen zu bringen, und daß in unserer Anteilnahme an seinen Problemen eine Chance liegt, ihn von seinem Plan abzubringen, seine Aggressionen nach außen zu richten.) Der Mann lächelt höhnisch. (Gerade dieses Lächeln erinnert an Thaddäus.) Ich rede in einem Wortschwall auf Polnisch und erzähle, von welchen Problemen ich selber bedrückt werde, welche Demonstrationen und Niederlagen ich selber erlebt habe. Da beginnt er zu sprechen, erklärt uns immer beredter die Lage. Die Umstehenden werden aufmerksam. Ich bringe einige leere hölzerne Obstkisten (wie ich sie kürzlich in den Ferien im Haus einer engagierten Journalisten, bei der wir einige Tage zu Besuch waren, im Kaminfeuer verheizt habe, worüber sich alle freuten) und der Mann steigt darauf, wie auf ein Podest. Seine Erklärungen werden zu einer überzeugenden, zündenden Rede. Alle hören zu. (Im Traum verstehe ich, was er sagt, kann den Inhalt aber nicht wiedergeben; ich weiß, daß er psychoanalytische Argumente gebraucht.) Die Fenster im Amtshaus werden geschlossen, das heißt, »sie trauen sich nicht heraus«.

Ich gerate im Traum in eine gelöste, fröhliche Stimmung, eins mit der Menge (ein Gefühl, das ich im Leben sehr selten habe. Dazu kommt die Erinnerung an eine Demonstration im Sommer 1980, wo ich in dieser Stimmung war. Wichtig ist an diesem Einfall, daß ich jenes Ereignis in einem Artikel erwähnt habe, der fertig geschrieben und im Druck ist und der lieben Freunden gut gefallen hat). Der Mann im Traum schüttet das Benzin aus einem der Kanister in den Tank seines 2-CV, gibt mir den anderen. Dazu lacht er, noch etwas spöttisch, und sagt – jetzt in einem Schweizerdeutsch, wie man es in der Bewegung spricht: »Da isch Moscht (Benzin) für dyn Charre (Auto); das isch dänk (so meine ich) dyn Trick gsy (gewesen)«. Ich erwache belustigt und zufrieden und habe das Gefühl, etwas geleistet zu haben.

Nun, im Wachen muß ich es noch leisten. Wie so häufig mußte mir auch dieser Traum helfen, einen Konflikt mit Forderungen meines Überichs vorübergehend zum Schweigen zu bringen. Ein Versprechen gegeben und es nicht einhalten wollen! Noch mehr: Ich bewundere das Engage-

62

ment und die politische Vernunft (oder Ichstärke?) der polnischen Solidarnosz; ich möchte auch so sein – wir reden die gleiche Sprache. Der Platz in Prag verbindet den oberflächlichen Gewissenskonflikt mit den Themen: Selbstverbrennung, Trauerritual auf der Straße, die Machtanmaßung staatlicher Gewalt gegen den Mann auf der Straße, zu dem ich gehöre. Anlässlich der Prager Ereignisse von 1968 habe ich als Analytiker Stellung genommen, habe später in einem Artikel die Analytiker kritisiert und ihre Haltung historisch-ethnologisch untersucht, die vor ihrer

Verantwortung ausweichen, die nicht sagen, wozu sie etwas zu sagen hätten. Eben wollte ich mich selber drücken, obzwar ich mit meinem Engagement doppelt verpflichtet wäre; wie viel schwächer ist es doch als das des Mannes aus Eisen und auch als das des Bruders meiner Frau. Im Verhältnis zu seiner Schwester war er mein Rivale, radikaler und mutiger, als ich es gewesen bin. (Die Vorläufer der Rivalität kommen aus meiner Kindheit und Adoleszenz.) Nach seinem Tod eine lange Trauer; es war schwer, sie nicht zu verdrängen.

Wie so oft nach dem Tod eines solchen Freundes bleibt man etwas schuldig. Was schulde ich außerdem (narzißtisch) meinem Anspruch, das menschlich und politisch Richtige zu tun, die Leser aufzuklären, so wie ich die tägliche Pflicht habe, es mit meinen Analysanden zu halten! Im Traum brauche ich Trauer nicht zu verdrängen, die Toten haben für mich gesprochen und ich für sie.

Vorderhand ist der Gewissenskonflikt gelöst. Die Verteilung des Benzins zu einem vernünftigen Zweck (ich komme eben von einer wunderbaren Autoreise zurück) ist symbolisch eine versöhnliche Kommunikation. Mein Freund Fritz M. hat auf vielen gemeinsamen Reisen mit seiner Bärenkraft die schweren Benzinkanister in den Tank meines Autos geleert. Der Traum braucht jetzt das Schweizerdeutsche, seine Sprache, die man in der Zürcher Bewegung spricht, und die ich in Träumen sehr selten verwende. Meine Pflicht der »Bewegung« gegenüber habe ich zu Ende des Traumes erfüllt. Sie teilt den »Moscht« (bedeutet auch ein Schweizer Nationalgetränk, das ich in Wirklichkeit kaum je getrunken habe) mit mir. Fritz M., der Freund und Psychoanalytiker, hat meinen Kunstgriff durchschaut – er und ich teilen das Wissen, daß der ganze Traum ein gelungener Trick ist, mit meinem Problem fertig zu werden. Ich erwache so fröhlich, wie man nur sein kann, wenn kein Gewissenskonflikt mehr da ist. Der Entschluß, den Artikel dennoch zu schreiben, ist gefaßt, ja, er ist gleichsam schon geschrieben. Der Titel jedenfalls steht fest (s. oben). Der Titel des Buches, das mich ursprünglich zur Offerte an die Psyche-Redaktion motiviert hat, lautet, nach einem Mao-

63

Zitat: »Nur tote Fische schwimmen mit dem Strom.« Das Motiv von Trauer und Tod verbindet meinen Traum untergründig mit der »Bewegung«.

Traumanalyse: 2. Teil – Trauer

Am nächstfolgenden Tag setze ich mich an den Schreibtisch. Nach den ersten Zeilen fällt mir der Name jenes Platzes in Prag wieder ein, Wenzelsplatz, und gleich darauf Nepomuk, der Name des Schutzheiligen von Prag. Nepomuk nannten wir einen sehr lieben Freund. Er war in den

Kriegsjahren als politischer Emigrant aus Berlin in die Schweiz gekommen. Als wir ihn im Jahre 1955 nach seiner Auswanderung an die Goldküste (heute Ghana) besuchten, haben wir in seinem Buschspital mit unseren ersten ethnopsychanalytischen Untersuchungen begonnen. Vor fünf Jahren starb er einen tragischen Tod, durch Sturz in einen Abgrund, wenige Wochen, nachdem sein älterer Sohn mit 19 Jahren plötzlich gestorben war. Ein anderer Freund hatte als einziger unserer Bekannten einen 2-CV, der Analytiker Harold L., der sich vor vier Jahren nach der Operation eines Hirntumors selber den Tod gab. Auch einen überzeugenden Redner wie den Mann im Traum kannten wir nur einmal: Antoine, den Biologen Gotthard St., der in den dreißiger Jahren als politischer Emigrant aus Berlin gekommen war, und mit dem wir während der Kriegsjahre die längsten Debatten über Marxismus und Psychoanalyse führten. Mein Verhältnis zu ihm war ursprünglich von Rivalität gefärbt; es war ähnlich dem zu Goldys Bruder, da sie Antoine besonders gern hatte. Er starb 1969, nachdem wir ihn noch einmal besucht hatten (lange Diskussionen über die Frankfurter Schule) in Sault Ste. Marie in Kanada. Er hatte sich im Dienst seiner bedeutenden biologischen Forschungen buchstäblich zu Tode gearbeitet.

Die verlorenen Freunde, die Trauer um sie, was hat das zu bedeuten? Sind das zufällige Eindringlinge in den Traum eines 65jährigen, der das Glück hatte, gute Freunde zu haben, mit gemeinsamen Zielen und Idealen, und das Schicksal, älter zu werden und so viele Freunde betrauern zu müssen? Den Zufall mag ich für die Traumarbeit nicht gelten lassen. Aber ist nicht der Antrieb zum Traum vor allem der Wunsch, die eigene Jugend wiederzubeleben? Wie ja auch die intensive Beschäftigung mit der »Bewegung« bei einem alten Mann das Motiv hat, in der Identifikation mit den Jungen selbst wieder jung zu sein.

Ein weiteres Stück der Traumanalyse ergibt jene Zusammenhänge, die ein erweitertes Interesse beanspruchen, weil sie in politischen Protestbe-

64

wegungen mit großer Regelmäßigkeit zu beobachten sind: Trauer, Freundschaft, Solidarität und politisches Engagement scheinen auf gemeinsamen psychologischen Voraussetzungen zu beruhen. Mit den verstorbenen Freunden, die mir zu dem Traum eingefallen waren, verband mich, wie auch Goldy, ein besonderes politisches Engagement, das lebensgeschichtlich aus den Jahren des antifaschistischen Kampfes herstammte. Nur der Psychoanalytiker Harold L. scheint vorerst eine Ausnahme; doch war für ihn, ähnlich wie für uns, die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Psychoanalyse vor allem dadurch motiviert, daß er von ihr Aufschlüsse nicht nur über den Menschen als Individuum, sondern besonders über gesellschaftliche und historische Verhältnisse erwartete. (Andere Todesfälle, die ich zu betrauern hätte, die eigenen Eltern, ein guter Freund,

ebenfalls Analytiker, der jedoch kein Interesse an gesellschaftlichen Fragen hatte, sind nicht mit dem Traum verbunden.)

Die Freundschaft zu diesen Männern hatte eine besondere Färbung; scherzhaft bezeichneten wir sie – mit dem Freudschen Ausdruck – als Brüdergemeinde. Sie war in der Tat nie hierarchisch organisiert, Goldy war zwar der emotionale Mittelpunkt, doch waren in diesem Kreis Rivalitäten weitgehend entspannt. Ähnlich wie Freud es in seiner urgeschichtlichen Rekonstruktion vermutet hatte, stiftete eine gemeinsame Tat – bei Freud die Urvater-Tötung – eine Gemeinsamkeit, die Rivalitäten ausschloß und wegen der Richtung der Aggression nach außen auch emotionell entspannte. Die gemeinsame Tat war die wissenschaftliche Arbeit, die intensive Diskussion und bisweilen die politische Aktivität für eine Welt ohne Gewaltherrschaft und Unterdrückung. Da die Herrschaft der Mächtigen nicht zu besiegen war, blieb uns ein Schuldgefühl erspart. Eine besonders glückliche Konstellation: die identifikatorischen Beziehungen innerhalb der Gruppe gingen mit einer dauerhaften libidinösen Besetzung jedes Einzelnen einher, ohne ein lähmendes Schuldgefühl und ohne störende Aggressivität, die im Einklang mit den gemeinsamen Idealen »nach außen« gegen die Macht gerichtet blieb. Dies gab der Freundschaft eine persönliche, zärtliche Tönung. (Zielabgelenkte libidinöse Gefühle können sich zwischen den Mitgliedern straff organisierter politischer Gruppierungen nicht entwickeln, sobald eine gemeinsame Schuld zur Entlastung des individuellen Überichs einem Führer überantwortet oder jeweils projektiv anderen Teilnehmern zugeschrieben wird.) Gerade solche, durchaus objektbezogene Bindungen sind es, die das stiften, was man Solidarität nennt, praktische Hilfsbe-

65

reitschaft und freundschaftliches Anteilnehmen am persönlichen Schicksal, unabhängig von den jeweiligen Zielen der Gruppe.

Im Traum gilt die Trauer solchen Freunden, deren Tod ein Selbstmord war oder einem solchen gleichkommt. Jeder andere Tod ist für die Trauerarbeit der Hinterbliebenen zugänglicher. Beim Tod dieser sich selbst verzehrenden Freunde jedoch stellt sich dem Abzug der Libido ein besonderes Hindernis entgegen. Ich erlebe es als eine Art Überlebensschuld. Nicht in dem Sinne, daß ich den Tod hätte verhindern können oder sollen, auch nicht als Folge unbewußter verdrängter Aggression gegen den Verstorbenen, etwa weil er mir den Verlust zugefügt hat. Es ist eher das Gefühl: »Du selber hast es getan, du hast es aufgegeben; dir bleibt es überlassen, das fortzusetzen, was er, ebenso wie du selber, gewünscht und gewollt hat.« Dazu paßt meine außerordentlich aktive Haltung im Traum und auch die Verdichtung all der persönlichen Freunde

mit Jan Palach, Silvia Z., Jürgen Rattay. Der Appell, der von ihrem Tod ausgeht, ist eindeutig der, den Kampf gegen Unterdrückung nicht aufzugeben.

Ich zweifle nicht, daß jene von mir nach vielen Jahren noch nicht abgeschlossene Trauerarbeit auf den identifikatorischen Anteil der Beziehung zurückgeht. Die »Überlebensschuld« ist kein Schuldgefühl im engeren Sinn, sondern eine Vorstufe davon. Die Identifikation hat eine Grundlage in der Selbstbesetzung des Anderen: meine »Schuld« lautet nicht, »ich habe ihm etwas böses getan«, sondern, »ich selber bin es, der alles aufgegeben, der sich umgebracht hat«. Das Gefühl stammt aus der Zeit, in der Selbst und Objekt nicht ganz geschieden, zumindest nicht gut unterscheidbar sind. Die »gute« Aktivität hatte die Einheit von Selbst und Objekt hergestellt. Das Überleben belastet das Ich nicht nur mit dem Verlust eines Objekts, das passiv von Krankheit oder Alter betroffen worden ist. Die Betrauten haben sich in einem Übermaß von Aktivität verzehrt und sind, im Tode noch aktiv, gestorben. Mein Überleben bringt es mit sich, daß ich die gemeinsame Aktivität fortsetzen muß. Damit würde die Vollständigkeit des Selbst wiederhergestellt. Resignation wäre partieller Selbstmord.

Die Analyse der Traumarbeit, die von einer Spannung zwischen dem Ich und Forderungen des Überichs ausgegangen ist, hat über die unerledigte Trauer und eine Überlebensschuld zu einer Erweiterung der Ichaktivität geführt.

66

Ichpsychologische Diskussion

Meine These ist: Politisches Engagement, Freundschaft, Solidarität und gemeinsame Trauer beruhen auf der gleichen Icheinstellung. Andererseits schließt die Unfähigkeit zu trauern ein tiefes und aktives Engagement an sozialen Prozessen aus.

An Vignetten aus vier Einzelanalysen habe ich (1969) zu zeigen versucht, daß politisches Engagement immer Kindheits- und Adoleszenzkonflikte wiederbelebt und daß es nur zustande kommen kann, wenn die aktuellen gesellschaftlichen Ereignisse Affekte auslösen, die in früheren Erfahrungen angelegt sind. Insofern bildet politisches Engagement keinen Gegensatz zu einer persönlichen und u. U. unbewußten Motivierung; es sind dies vielmehr zwei Beschreibungen des gleichen Phänomens. Allerdings kann ein einigermaßen dauerhaftes und tragfähiges Engagement nur zustande kommen, wenn die entsprechenden Konflikte relativentspannt sind, wenn sie nicht, durch Verdrängung, Verleugnung, Reaktionsbildungen oder andere chronische Abwehr, »fixiert«, den Charakter von Symptomen angenommen haben und wenn die entsprechende Libido und Aggression gut verschieblich sind. Es handelt sich also um das Merkmal einer relativautonomen

Ichsphäre und eines »guten« Ichs, die eine »altruistische« Neuauflage der alten Konflikte gestatten.

Aus diesen (und mehreren anderen) Gründen ließ ich die Hartmannsche Auffassung sekundär konfliktfreier Ichanteile und die ohnehin fragwürdige Annahme einer Neutralisierung der Libido fallen. Das Ich bleibt weiterhin die Stätte von Konflikten. Sind diese genügend verarbeitet, kann sich das Ich anderen Aufgaben – in einer jeweils idiosynkratisch von der eigenen Entwicklung her bestimmten Form – herleihen; es ist konfliktfähig geblieben. Die Fähigkeit, sich politisch zu engagieren, ist in der Regel ein Merkmal eines beweglichen, »guten« Ichs.

Aus den meisten Interviews im erwähnten Buch von Lindt (1981) ergibt sich das gleiche: Die früheren Konflikte der Befragten erneuerten sich bei ihrer Teilnahme an der Bewegung. Ihr Engagement gestaltete sich aber im Einklang mit den Ichbedürfnissen und entsprach gleichzeitig den realen Verhältnissen und ihren Beziehungen zu anderen Teilnehmern der Bewegung. Die Solidarität mit Gleichgesinnten ist (wie in meinem Traum) mit dem politischen Engagement verbunden, aber nicht darauf beschränkt. Was im politischen Bereich eine Utopie für den Zusammenschluß einer »Masse« leistet, ist bei dieser Bewegung, die sich scheinbar viel mehr im persönlich-individuellen Bereich abspielt (man

67

kann sie im weiteren Sinn »anarchistisch« nennen) ein gemeinsames Lebensgefühl und eine ähnliche Lebensform. Andererseits hat es der »Bewegung« nie an Gegnern gefehlt. Sie ist ja gerade aus der Ablehnung dessen entstanden, was die Teilnehmer in Familie, Schule, Arbeitswelt erlebt, was sie von Staat und Gesellschaft erfahren haben. Die Teilnahme am Geschehen dient individuell einmal mehr triebhaften Bedürfnissen (sexuellen, oralen, aggressiven), ein andermal mehr dem Bedürfnis nach einer besseren Selbstbesetzung und einer Festigung der eigenen Identität. Aus dem Vergleich der verschiedenen Selbstdarstellungen ist zu sehen, daß es jeweils die am besten verarbeiteten Konflikte sind, die die erste Teilnahme an der Gruppe einleiten. Orale Strebungen, die ohnehin bei jeder identifikatorischen Beziehung mitbefriedigt werden, scheinen – entgegen dem schlechten Ruf, den sie in der älteren Psychoanalyse hatten – auch in wenig abgeleiteter Form zum Engagement in der Bewegung zu stimmen. Das gleiche gilt von gemeinsamen coenästhetischen Erlebnissen in Musik und Tanz.

Freud (1921) hat beschrieben, daß eine (organisierte) Masse durch die gemeinsame Besetzung eines Ideals (oder eines Führers) charakterisiert ist. Unter den Teilnehmern stellen sich identifikatorische Beziehungen, besetzt mit zielabgedrängter homosexueller Libido her. Wenn das Ideal entwertet wird (oder der Führer stirbt), fällt die Masse auseinander. Häufig tritt der Fall ein,

daß ein gemeinsamer Gegner das Ideal ergänzt oder ganz an seine Stelle tritt. Solange er droht oder nur irgendwie mit aggressiver Energie besetzt werden kann, bildet er ein weiteres verbindendes Element.

Diese (überaus verkürzte) Darstellung möchte ich dahin ergänzen, daß bei Massenbildungen im Sinne Freuds, also in organisierten Gruppen, die Besetzung mit Libido verschieden verteilt sein kann. Einmal gilt die wichtigste Besetzung dem gemeinsamen Ideal, das dann wie ein externalisiertes Überich wirkt, oder dem Führer. Ein andermal überwiegt die gegenseitige libidinöse Besetzung der Teilnehmer miteinander. Beide Typen der Libidoorganisation schließen sich nicht aus; sie stehen vielmehr polar zueinander. Wenn die eine überwiegt, tritt die andere zurück und trägt weniger zur Kohärenz der Gruppe und zum Engagement der Teilnehmer in ihr bei.

Es sind Massen- und Gruppenbildungen bekannt, deren Mitglieder zwar gut zusammenhalten, solange ein Führer die besetzten Ideale vertritt oder ein äußerer Feind die gemeinsamen Aggressionen auf sich zieht, die aber keine solidarische Beziehung unter den Teilnehmern stiften. Zwischen ihnen herrscht Komplizität, aber keine Freundschaft und Solida-

68

rität. Bei anderen Gruppen entsteht eine Freundschaft, die weit über die gemeinsamen Ziele hinaus wirkt. Wir müssen annehmen, daß in ihnen über die altbekannte gegenseitige Identifikation der Teilnehmer einer Masse hinaus eine Besetzung mit objektgerichteter Libido möglich ist. Das Ich dieser Menschen hat die Fähigkeit bewahrt oder erworben, sich zu identifizieren, diese Form der Besetzung (mit narzißtischer Libido) wieder zurückzunehmen, die gleiche Person zum Liebesobjekt zu nehmen (mit objektgerichteter Libido zu besetzen), und diese beiden Beziehungsformen abwechselnd (oszillierend) oder gleichzeitig aufrechtzuerhalten. Auch in solidarischen Gruppen wird diese Fähigkeit nicht immer und nicht bei allen Mitgliedern vorhanden sein. (Diese Icheinstellung ist die gleiche, die der Psychoanalytiker seinen Analysanden gegenüber haben sollte.)

In der Analyse meines Traums ist die doppelte Besetzung der Betrauten mit narzißtischer und mit objektgerichteter Libido deutlich geworden; ausgelöst wurde sie vom Erlebnis geteilter Trauer. Während diese Art der Besetzung von einer Ichregression in Gang gebracht worden ist, geht von ihr gleichzeitig ein starker Impuls aus, in gemeinsamer Aktivität die gegenseitige Besetzung aufrecht zu erhalten bzw. neu zu beleben.

Insofern wirkt die Teilnahme an der Trauer wie ein Übergangsphänomen, ebenso wie die Verfolgung eines Ideals, das politische Engagement und die entsprechende gemeinsame Aktivität.

Unter diesen Voraussetzungen wirkt Trauer nicht lähmend; sie führt vielmehr zu einer Erweiterung des Ichs. Es werden Affekte mobilisiert. In der Regression treten abgewehrte Triebregungen ins Ich ein. Die verstärkte Ichaktivität führt zu einer erneuten Auseinandersetzung mit der Außenwelt.

Lähmend wirkt Trauer nur, wenn sich das Überich, etwa wegen unbewußter Aggressionen gegenüber dem verlorenen Objekt, gegen das Ich wendet. In meinem Traum ist es deutlich genug, daß die Aggression gegen außen, gegen die Unterdrückung gerichtet ist. Dies verhindert, trotz der protrahierten Trauerarbeit, die Entwicklung eines lähmenden Schuldgefühls.

Dem Einwand, daß die analytische Aufklärung meiner Trauer allein deshalb keine allgemeinere Gültigkeit beanspruchen kann, weil sich der Traum auf den Tod alter Freunde bezieht, auf eine Gruppe, die sich unter anderen Voraussetzungen zusammengeschlossen hatte, als sie sonst für die Bildung solidarischer Gruppen in Frage kommen, ist leicht zu begegnen. Die neuen Todesfälle in der Bewegung und die Toten der polnischen Arbeiterbewegung haben als Tagesrest gewirkt. Im Unbewußten

69

gelten ihnen die gleichen Gefühle der Trauer wie den verstorbenen Freunden. Auch ihr Tod ruft nach Aktivität.

Es ist meine These, daß der gemeinsamen Trauer in jeder solidarischen Gruppe der gleiche psychologische Vorgang zugrunde liegt: Das Ich ist vom Überich entlastet, für Gefühle offen, libidinösen und aggressiven Regungen aus dem Es zugänglich. Das trauernde Ich empfängt einen starken Impuls, sich gegen den äußeren Angreifer (z. B. gegen die institutionelle Gewalt) zu wenden. Der solidarische Zusammenschluß der Gruppe verstärkt sich, und sie neigt zu erneuten Aktivitäten.

Die Angst des Staates vor öffentlicher Trauer

Mit der psychoanalytischen Methode kann nicht bewiesen werden, daß meiner These allgemeine Geltung zukommt. Ich muß auf die Interpretation historischer Vorgänge, auf sozialpsychologische Überlegungen zurückgreifen. Die Schwierigkeit, der Freud begegnet ist, als er versuchte, historische Vorgänge zu interpretieren, gilt auch hier. Sie ist allerdings weniger groß als bei seiner Rekonstruktion von Ereignissen in der grauen Vorzeit des Judentums. Ich spreche von der Gegenwart. Die Ereignisse selber sind bekannt. Nur ihre Deutung kann angezweifelt werden. Das Verhalten der Behörden, die eine gemeinsame, öffentliche Trauer durch Beseitigung ihres Rituals zu verhindern trachten, widerspricht den geltenden Werten. Andacht vor dem Tod,

Achtung vor der Erinnerung an Verstorbene und Schonung der trauernden Hinterbliebenen gelten als Grundforderung der Gesittung, als *minima moralia*. Daß die Behörden einer friedlichen Stadt wie Zürich, die von der Protestbewegung wohl gestört, aber in ihrem sozialen und politischen Gefüge keineswegs bedroht war, in einem politisch ebenso harmlosen wie menschlich erschütternden Fall wie bei der Trauer nach der Selbstverbrennung von Silvia Z. so roh gehandelt haben, läßt vor allem drei Erklärungen zu. Erstens könnte es sich um eine einmalige Entgleisung, also um ein Versehen, einen Irrtum der verantwortlichen Behörden handeln. Zweitens könnte es sich um ein irrationales, gleichsam verrücktes Verhalten einer Polizei handeln, die von ungewohnten Ereignissen überfordert ist und nicht mehr weiß, was sie tut. Schließlich wäre es möglich, daß die Behörde rational, in ihrem Sinne vernünftig handelt, die Gründe dafür aber nicht aufdeckt, daß sie also schwerwiegende Motive hat, grundlegende Forderungen der Gesittung, die sonst neben Gesetz und Verfassung öffentliche Handlungen legitimieren, völlig außer acht zu lassen.

Die erste Möglichkeit, einen einmaligen Irrtum, muß ich von der Hand

70

weisen. Zu häufig wiederholen sich in der neueren Geschichte der Protestbewegung ähnliche Fälle von brutaler Unterdrückung öffentlicher Trauer. In Zürich selber hat im Dezember 1981 eine junge Frau, Gabriella, bei einem Verkehrsunfall den Tod gefunden. Sie war ein Mitglied der Bewegung, auch weiteren Kreisen bekannt als Darstellerin in einem Straßentheater. Zwei frühere tödliche Unfälle hatten trotz lebhafter Proteste der Anwohner, die von der Bewegung unterstützt wurden, nicht zu einer Sicherung der gefährlichen Straßenkreuzung geführt, an der nun auch Gabriella den Tod fand. Am Tag nach ihrem Tod versammelten sich Freunde und Freundinnen Gabriellas mit ihrem weinenden Vater an der Straßenkreuzung, die ihr zum Verhängnis wurde, um sie gemeinsam zu betrauern. Sie brachten Blumen und zündeten Kerzen an. Die Polizei trieb sie mit Tränengas, Gummigeschossen und rüden Anpöbelungen auseinander. Die Wiederholung bei einem politisch noch »harmloseren« Ereignis, als es der Tod von Silvia Z. war, schließt einen einmaligen Irrtum aus.

Auch die zweite mögliche Erklärung kommt für diesen Fall nicht in Frage. Längst haben sich die Behörden auf die Zürcher Bewegung eingestellt und haben sie mittels ihres Machtapparats weitgehend zerschlagen, so daß von einer panischen, irrationalen Reaktion der Polizei nicht die Rede sein kann.

Ich nehme an, daß diese beiden in ihrer politischen Bedeutung vorerst harmlos erscheinenden Fälle öffentlicher Trauer von den staatlichen Behörden als gefährlich angesehen wurden. Es ist,

als ob die Behörden wüßten, welche Solidarität, welches Engagement und Handlungspotential die gemeinsame Trauer mit sich bringt. Sobald ich die Reaktionen der Behörde als rational begründet ansehe, passen sie zu meiner These. Das, was ich als Ergebnis psychoanalytischer Deutung geschildert habe, könnte zum normalen Bestand machiavellistischen machtpolitischen Wissens gehören.

An einem weiteren Fall, diesmal von größter weltpolitischer Bedeutung, läßt sich diese Vermutung erhärten. Der 17. Dezember ist der Jahrestag, an dem 1970 der Protest der polnischen Arbeiter der Leninwerft in Danzig blutig unterdrückt wurde. Am 13. Dezember 1981 hat General Jaruzelski mit der Ausrufung des Kriegsrechts und mit allen Mitteln, die sonst einen militärischen Staatsstreich auszeichnen, die polnische Gewerkschaftsbewegung »Solidarnosé« überrumpelt und vielleicht für immer zerschlagen. Auf die innen- und außenpolitischen Machtkonstellationen und die ökonomischen Ursachen der von langer Hand geplanten und umfassenden Unterdrückungsmaßnahmen brauche ich hier

71

nicht einzugehen. Weitgehende Übereinstimmung herrscht jedoch darüber, daß der Zeitpunkt für das Eingreifen des Machtapparats so gewählt war, daß es vor dem Jahrestag des Aufstandes von 1970 erfolgte. Von den Demonstrationen an diesem Jahrestag, so stand für die Herrschenden zu fürchten, hätte die »Solidarnosé« neue, wirksame Kräfte bezogen. Ein wichtiges Symbol der polnischen freien Gewerkschaften war die Errichtung des Denkmals für die Gefallenen von 1970 vor den Toren der Leninwerft gewesen. Nicht Aggression oder Rache, aber ein erhöhtes Engagement und eine kraftvolle politische Aktivität waren von der kirchlich umrahmten Trauerfeier ausgegangen. Nichts anderes wäre von einer Erneuerung des öffentlichen Trauerrituals zu erwarten gewesen. Auch hier muß ich annehmen, daß die Mächtigen in ihrem Sinn rational gehandelt haben, als sie der Erneuerung des Rituals zugekommen sind, als ob sie die psychologische Wirkung gemeinsamer Trauer genauso beurteilten, wie ich hier in dieser psychoanalytischen Untersuchung.

Das Motiv von Rachegefühlen, von ungebremsten Aggressionen der Trauernden konnte den polnischen Arbeitern nach ihrer gewaltlosen Politik in den vergangenen fünfzehn Monaten des Bestehens der Solidarnosé nicht zugeschrieben werden. Eine unmittelbare Umwandlung von Trauer in Aggression ist auch bei den anderen Ereignissen, bei denen Trauerrituale verhindert oder unterdrückt werden, nicht zu erwarten gewesen. Daß die geschilderte Erweiterung des Ichs mit der Mobilisierung von Affekten und dem Zutritt von Es-Regungen ins Ich auch aggressive

Handlungen zur Wahrung der Interessen einer solidarischen Gruppe erleichtern, ebenso wie andere wirksame Aktivitäten, war allerdings zu erwarten.

Jeder dauerhaften staatlichen Organisation kommt eine gewisse Starrheit zu. Auch dort, wo sie nicht zu einer machtverwaltenden Bürokratie erstarrt ist, schränkt sie den Spielraum individuellen Handelns ein. Wenn Bürger in gemeinsamer Trauer zu einer erhöhten Aktivität im Sinne des Realitätsprinzips gelangen, treten sie in Konflikt mit der bestehenden Ordnung. Schließlich ist das Realitätsprinzip, von dem sich das Ich leiten läßt, nichts anderes als das modifizierte Lustprinzip. Für die Trauernden läuft es auf das gleiche hinaus, ob ihre Wünsche und Ziele durch eine schweigende Mehrheit von Stupor-Bürgern (Zangger, 1981), die jede Änderung der sozialen Verhältnisse fürchten und ablehnen, eingeschränkt werden oder durch eine herrschende Machthierarchie. Mit der Teilnahme an der Trauer verstärken unbewußte Prozesse Engagement und Protest.

72

(Anschrift des Verf.: Dr. Paul Parin, Utoquai 41, CH-8008 Zürich)

Summary

The fear of public mourning felt by the mighty. – Committed to the Zurich youth movement, Parin witnessed the state's suppression of mourning reactions on the part of members of this opposition – a suppression which was hard to understand at first. Upon pursuing his own reactions to these events – dreams, associations – the Machiavellian »rationality« of these police actions became comprehensible to him.

BIBLIOGRAPHIE

Freud, S. (1921): Massenpsychologie und Ich-Analyse. GW XIII, 71-161.

– (1937/19): Der Mann Moses und die monotheistische Religion. GW XVI, 101-246.

– (1960): Briefe 1873-1939. Frankfurt a. M. (Fischer).

Garcia, C. (1981): Die Hand des Herzens. Leben und Kämpfe der Spanierin Soledad Real. München (Autoren Edition).

Gruppe Olten (Hg.) (1981): Die Zürcher Unruhe 2. Analysen, Reportagen, Berichte. Zürich (Orte-Verlag).

Härlin, B. (1981): Von Haus zu Haus. Berliner Bewegungsstudien. Die Tageszeitung vom 24.9.1981.

Hellwig, G. (1976): Daten der deutschen Geschichte. Politik und Kultur in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Gütersloh und Berlin (Bertelsmann).

Lindt, N. (1981): Nur tote Fische schwimmen mit dem Strom. 12 bewegte Portraits aus Zürich. Zürich (Eco-Verlags-AG).

Mitscherlich, A. und M. (1967): Die Unfähigkeit zu trauern. Grundlagen kollektiven Verhaltens. München (Piper).

Parin, P. (1969): Freiheit und Unabhängigkeit: Zur Psychoanalyse des politischen Engagements. Psyche, 23, 81-94.

– (1978): Warum die Psychoanalytiker so ungern zu brennenden Zeitproblemen Stellung nehmen. Psyche, 32, 385-399.

– (1980): Befreit Grönland vom Packeis. Zur Zürcher Unruhe 1980. Kritische Glosse. Psyche, 34, 1056-1065.

Die Tageszeitung vom 24.9.1981.

Zangger, A. J. (1981): Hoffnung für die Welt. Wochenzeitung (Zürich) vom 13.11.1981.